

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 22 (1954-1955)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Ein exemplarischer Fall von Irrsinn  
**Autor:** Hagelstange, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758585>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## EIN EXEMPLARISCHER FALL VON IRRSINN

### *Ezra Pound und die Fallstricke der Politik*

Von Rudolf Hagelstange

Wie weit muß man heutzutage reisen, um einen irren Dichter zu sehen...?

Ich war nicht in die Staaten gefahren, um Ezra Pound zu treffen; aber vom ersten Tage meines Aufenthaltes an spannte ich darauf, herauszufinden, wo er sich aufhalte — soweit diese Wendung in seinem Falle überhaupt statthaft ist. Denn Geisteskrankheit schließt das Verfügungsrecht über sich selbst aus — ohne daß freilich mangelhaftes Verfügungsrecht über sich selbst unbedingt auf Geisteskrankheit schließen ließe. Ganze Völker liefen da Gefahr, fehldiagnostiziert zu werden. Immerhin: der Bezug ist verteufelt, auch in unserem Falle.

Sowohl der Wahnsinn Pounds wie der seiner Einkerkering in eine Heilstätte für schwere Fälle von Geistesgestörtheit hatten Methode. Aber es gibt «Methoden», die nicht zu Lösungen, sondern zu Verstrickungen führen.

Dieser Mann war zeit seines Lebens ein Außenseiter: was seine Intelligenz angeht, seine Karriere, seine Poesie, seine politische Haltung, sein Schicksal. Möglicherweise ist er der sprachbegabteste Dichter dieser Jahrhunderthälfte. Seine angelsächsischen Kollegen Eliot und Hemingway wollen sich dafür verbürgen, auch im Hinblick auf seine Poesie. Den Nichtangelsachsen be-  
sticht, daß er die romanischen Sprachen und Literaturen beherrscht und aus ihnen übertragen hat; daß er sich seit 1912 mit der chinesischen und japanischen Literatur grundlegend beschäftigt; daß er länger in London, Paris und Italien gelebt hat als in den USA; daß er sich vermutlich in mehr Kultursprachen unterhalten kann als einer seiner lebenden Kollegen. Nur Deutsch spricht er wenig; aber er versteht es.

Seine Karriere begann früh und mit glänzenden Vorzeichen: zwanzigjährig, war er schon Lektor für romanische Sprachen; mit dreiundzwanzig war er Magister. Als er vierundzwanzigjährig nach London ging, war er schon ein Professor, der dem amerikanischen Universitätsbetrieb zu schwer im Magen gelegen hatte: nach vier Monaten am Wabash College (Crawfordsville, Indiana) hatte er, *Enfant terrible*, seine akademische Laufbahn aufgegeben, um nichts als Ezra Pound zu sein.

Dies ist nicht wenig — wenngleich es schwer ist, zu sagen, wieviel es ist. Ein von Eva Hesse kürzlich herausgebrachter deutschsprachiger Band (bei der «Arche» in Zürich) versucht, durch Uebertragungsproben und Auszüge ein andeutendes Bild vom Wesen seiner Poesie und Poetik zu geben. Aber eine zuverlässige Wertung fällt naturgemäß schwer. Unter seinen amerikanischen Landsleuten sind die Meinungen (des normalen Lesers) geteilt. Marianne Moore sprach mit warmem Respekt von ihm. Eliot, Auden, Allan Tate und andere namhafte Schriftsteller waren in dem Komitee, das ihm den Bollingen-Preis, eine der angesehensten literarischen Auszeichnungen,

verlieh, die Amerika vergab und die es seitdem nicht mehr vergibt. Denn die Auszeichnung erreichte einen Pound, der sozusagen längst irregesprochen war, und machte Skandal.

\*

Damit wären wir bei einem besonderen Kapitel: dem politischen. Es ist heikel genug, zurzeit wohl am heikelsten für diejenigen, die es zu Ende schreiben sollen.

Pound kam über die Wirtschaft (genau genommen: seine Vorliebe für die Gesellsche Geldtheorie) zur Politik. Ehe Hitler proklamierte, daß nicht Gold, sondern Arbeit eine Währung decke, praktizierte in Italien Mussolini Aehnliches, das heißt, er umging Gold- und Devisenrechnung mit dem herausfordernden Geschick der Habenichtse. Sachliche Kenner wissen, daß Mussolini nicht Hitler war; das will sagen, daß er manches Dauerhafte mehr leistete als dieser und sich entscheidender Verbrechen enthielt, die dieser für Programmpunkte hielt. Aber Mussolini war, wie vielleicht noch erinnerlich ist, ein Faschist. Hitler wurde es durch vorwiegend kommunistische Terminologie. Ueber die Simplifikation dieser Terminologie ein Wort zu verlieren, erübrigt sich. Sie begegnet uns nur hier, weil Pound sich für das faschistische Italien Mussolinis erwärmte und am Ende also im politischen Jargon ein Faschist hieß — wie Hamsun etwa.

Faschisten sind im allgemeinen sehr wehrfreudig und kriegsbejahend. Der Faschist Pound hielt den Ersten Weltkrieg für einen «Konflikt zwischen zwei gleich verabscheuenswerten Mächten». Aber das ist eine private Briefstelle, und Pound lebte damals in London. Als er sich vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges als Friedensstifter bemühte — auf Reisen nach England und in die Staaten —, lebte er schon geraume Zeit in Italien. Selbst wenn man wie Pound ein perfekter «Italiener» war, hätte man wissen sollen, wie schwer es für einen Ausländer ist, der Regierung eines Gastlandes in die Karten zu gucken. «Old Muss» spielte abwechselnd Flöte und Trompete, je nach dem Risiko des Einsatzes. Aethiopien und Albanien konnte man sich leisten; für einen Weltkrieg jedoch war man nicht gerüstet. Also stiftete man mit am Münchener Frieden — peace in our time — und blieb 1939 Gewehr bei Fuß. Als Hitler Frankreich 1940 am Boden hatte, sprang man flugs noch auf den vermeintlichen Siegeswagen; und da blieb der Friede endgültig hinten.

Pound liebte weder Churchill noch Roosevelt; sicher haßte er sie, wie er heute noch haßt. Drüben würde man vielleicht sagen: er haßt die Demokraten (als Partei). Aber der Haß ist ein negatives Engagement, das in Zeiten der Entscheidung auch ein positives braucht. Hamsun haßte die Engländer so, daß er Hitler tolerierte, ja als Bundesgenossen annahm. Pound trieb sein Haß an die Mikrophone Mussolinis. Zunächst: für einen Verhandlungsfrieden. Als es, auch von Rom aus, nichts mehr zu verhandeln gab und ein Jahr später die USA in den Krieg eintraten, ersuchte Pound um seine Repatriierung. Aber der Herr oder die Herren im Weißen Haus husteten ihm was: man enthielt ihm die dafür notwendigen Papiere vor. Pound hustete zurück, indem er seine Vorträge über den italienischen Rundfunk fortsetzte. (Hier trafen sich wohl zwei Fehlentscheidungen.) Er bestreitet energisch, dabei bevormundet gewesen zu sein oder faschistische Propaganda geredet zu haben. ("I have recordings of my broadcasts in Italy that prove I was only trying to help the country.") —

Der Fall Pound stellt so eine gewisse Parallele zu Thomas Mann dar, der den Amerikaner einmal «einen kühnen Künstler» nannte. Denn auch Mann

sprach über die Sender einer gegnerischen Macht gegen die Regierung seines Stammlandes. Aber — es gibt da zwei entscheidende Unterschiede: Thomas Mann sprach gegen Diktatoren und Aggressoren, vor allem gegen Hitler, den mit unmenschlichen Verbrechen belasteten Verderber seines Landes; und außerdem stand er diesmal auf seiten der späteren Sieger des Krieges. Pound sprach gegen die legale amerikanische Regierung und stand auf seiten der Verlierer.

Wir halten den Gegensatz in den «moralischen» Positionen für entscheidend. Aber effektiv entscheidend war wohl der Gegensatz in der historisch-politischen Kategorie: ein Siegesfest der Diktatoren hätte auch dem Lyriker Ezra Pound einen Lorbeerkranz, den Ruf politischer Klugheit und großherzigen Mutes, eingetragen.

Die Sterne standen anders. Sie ersparten Pound die Peinlichkeit, als Dichter zur Maskotte rückständigster Gewalt erniedrigt zu werden, und dachten ihm, dem bereits Sechzigjährigen, ein volles Martyrium zu, hinter dem dennoch ein später «Lorbeerkranz» wartete, einer, den «Ebenbürtige» — gegen den Willen der Gewalthabenden — ihm verliehen. Als die amerikanischen Truppen endlich Genua besetzten, stellte sich der meist in Rapallo lebende Pound und kam in ein Straflager zu Kriminellen, Saboteuren und Deserteuren — kurz zu jenem Sud, in den die Finger und Fäuste der Militärjustiz ihr «Schuldig» schreiben, ohne viel Federlesens zu machen. Vier Monate schärfster und unbarmherziger Haft — und das Maß lief über. Der physische Zusammenbruch Pounds erlöste ihn aus der peinvollen Lage. Er wurde, von Entrüstung und Schmähung empfangen, zurückgebracht nach Washington — wohin man ihn einige Jahre vorher nicht gelangen ließ —, als Hochverräter beschuldigt und zugleich als Dichter diskriminiert. Damit dem Staate ein Hochverratsprozeß — mit kaum zweifelhaftem Ausgang — erspart und dem Beschuldigten das Leben erhalten bliebe, lieferte man ihn in die Abteilung für Geisteskranke des St.-Elizabeths-Hospitals in Washington ein.

\*

Das St.-Elizabeths-Hospital liegt weit draußen, wohl eine halbe Stunde Taxifahrt von der Stadtmitte Washingtons entfernt, auf einer leichten Bodenwelle, die den Blick öffnet auf die Regierungsmetropole der Vereinigten Staaten. Ein Beamter der großartigen Library of Congress hatte endlich meine Frage nach dem Aufenthalt Pounds exakt beantworten können, nachdem sie einige Male auf unbewußt oder bewußt verlegene Unkenntnis gestoßen war. Ein Anruf hatte die Verabredung zustandegebracht, beziehungsweise die Genehmigung eines Besuches erwirkt. Denn Pound ist ja «Patient».

Es war ein warmer Märztag, mit Blumen und Vögeln und blaßblauem Himmel. Die Abteilung für Geisteskranke liegt etwas abseits vom Hauptkomplex des Mammuthospitals. Man gelangt auf geharktem Kiesweg zwischen sauber geschnittenem Rasen in dieses wohltemperierte Irrenhaus. Eine amerikanische Abart der «Fleißigen Lieschen» entfaltet gerade ihre Blühtätigkeit auf einigen Beeten, die sich vor dem roten Backsteingebäude ausnahmen wie etwa ein Himmelsschlüsselchen im Knopfloch von Gottfried Benn.

Ich meldete mich an der Reception, wo meine Angaben nach kurzer Prüfung als zutreffend befunden wurden. Ein schweigsamer Pförtner geleitete mich durch einige Flure und Portale zu dem Gang, auf dem Mister Pounds (sagen wir) Raum lag. An den Wänden standen Bänke; auf denen saßen, lagen oder kauerten (gelegentlich auch am Fußboden) Gestalten, die zu sehen einer Sonnenfinsternis an einem hellen Julitage gleichkommt. Es war

still, und man schritt wie durch Schatten. Der Pförtner ging sachlich wie durch eine Kollektion ausrangierter Modepuppen. Keine Gefahr. Harmlos-brütender Ungeist. Leise verrauchendes, verendendes menschliches Denken.

Die Tür zu Pounds Raum stand offen; man sah über einen mit Papieren bedeckten einfachen Tisch hinweg auf das vergitterte Fenster. Die Zelle war leer.

«Er wird schon im Garten sein...», sagte der einfache Vergil, der aus Virginia stammen mochte; und wir stiegen treppab, die Schatten bei den Schatten lassend, ins Freie. Fünfzig, sechzig Schritte vom Ausgang entfernt standen im Viereck ein paar Stühle und Bänke auf dem Rasen, und ich sah zwei Menschen dort sitzen, zu denen ich ging. —

Ich müßte lügen, wollte ich irgend etwas Präzises über die ersten Augenblicke und Wortwendungen dieser Begegnung wiedergeben. Es war der erste «irre» Dichter, dem ich in meinem Leben gegenüberaß, und das wahrhaft Beirrende war sicher, daß er nicht irre war. Vielleicht kann man mit leidlichem Geschick einem sanften Irren verbergen, daß man ihn für irr hält. Aber einem staatlich approbierten Irren gegenübertreten, zumal als Gast seiner Regierungsbehörde, und wahrnehmen, daß... diese Rückschlüsse sind verwirrend.

Was mich befreite — ich könnte sagen: auf Anhieb —, das war zum ersten die Selbstverständlichkeit, mit der dieser «Irre» sein Soll vorenthielt — bis auf die Nagelprobe der geringsten Selbstbemitleidung hin. Mitleid hatte der Mann, der dort in seinem Liegestuhl saß — immer wieder den Winkel der Gemütlichkeit verrückend —, weder mit sich noch mit «den anderen». Er war da, und wo er war, das war nicht seine Sache. So wollte es jedenfalls scheinen. Das Zweite aber: da war eine Dame, Mrs. Dorothy Pound (geborene Shakespear) auf einer Gartenbank sitzend und mit irgendeiner unauffälligen Handarbeit beschäftigt, still wie ein Baum, gegenwärtig wie der Tag, spürbar wie die milde Märzluft. Von allen schweigsamen Dichtersfrauen (ohnehin eine seltene Mitgift) war sie die schweigsamste, taktvollste, gegenwärtigste. Ich befürchte, daß Mr. Pound sich in manchen Fragen falsch entschieden hat. In diesem Punkte bewunderte ich seine Entscheidung.

Es ging natürlich nicht ohne ein paar sachliche Fragen; denn man sitzt nicht ungefragt als Deutscher im Garten des St.-Elizabets-Hospitals zu Washington. Aber — ich entsann mich während der Beantwortung dieser Fragen des Umstandes, daß mein Gegenüber in dem Rufe stand, ein Faschist zu sein, und verlor ein paar Worte über meine grundsätzliche und ursächliche Abneigung gegen Hitler und Diktatoren überhaupt. Ich wollte vorbeugen — aus der traurigen Erfahrung heraus, daß man als Deutscher gelegentlich auch auf unwillkommenen Kredit von unerwarteter Seite her stößt. Und dann wollte ich ja nicht unbedingt mit dem Lyriker Pound über Politik reden. Das schien mir nicht sein Feld.

Trotzdem — es gelang nicht, ihn von diesem Felde fernzuhalten, selbst wenn die Namen Mussolini oder Hitler nicht genannt wurden. Denn was ich vermutet hatte, schien sich zu bestätigen: die Politik (wie er sie verstanden und praktiziert hatte) war sein Trauma. Es mochte von neuer Musik, vom Problem der Uebertragung, von amerikanischer Kultur, von moderner oder klassischer Literatur die Rede sein — er antwortete und fragte...; aber an alles schloß sich, wie Catos «Ceterum censeo», sein Trauma. Er klagte an und beharrte auf dem Recht seiner Anklage. Dabei ließ er die eigene Person ganz aus dem Spiel. Er klagte nicht an, weil man ihn ungerecht behandelt habe, sondern beschuldigte die Lebenden und Toten des Irrtums, der Fälschung,

des Betrugers, der Bestechlichkeit und der Unfähigkeit. Er ruckte dabei an den Stuhllehnen, verschob immer wieder seine Reisemütze, schlug das eine über das andere, das andere über das eine Bein, ordnete den bunten Schal — ständig in körperlicher Bewegung, beharrte er auf dem einen Punkte oder kehrte nach kurzen Ausflügen zu ihm zurück. Eben hatte er mir die Adresse eines Literaten, eines Romanisten oder Germanisten aufnotiert — mit dem Hinweis, daß ich die Genannten nicht versäumen dürfe —, da kehrte sein Geist und seine Rede zurück zu den Zielen seines politischen Unmutes. Wie eine frische Oelquelle in Texas schießt er plötzlich auf: «Roosevelt und Morgentau kauften sechs Billionen Dollar in fremder Währung für zehn Billionen amerikanischer. Ha! Wo sind die vier Billionen geblieben!?»

Aber seine Angriffe und Einwände sind nicht nur politischer, sondern auch kulturkritischer Art. Amerika habe unendlich viel nachzuholen, ohne daß es sich dessen bewußt sei. Im Gegenteil! Das Durchschnittsniveau sei erschreckend (dabei fliegt sein Sessel krachend in eine neue Lage). Aber wen interessiere das ... «Es geschieht nichts. Es dauert alles unendlich lange.»

«Vielleicht haben sie keine Zeit, etwas schnell zu tun ...», sage ich, um ein Paradoxon an Stelle der noch fehlenden Erfahrung anzubieten. Aber gerade das macht ihm diebischen Spaß. Er pflichtet begeistert bei: «Das ist es. Genau das! Sie haben keine Zeit zur Eile. Sie werden alles versäumen.» Und er ist wieder beim Thema.

Irgendwann ist der Zeitpunkt gekommen, da ich ohne Peinlichkeit auf seine Situation anspielen kann. Das Gespräch ist ohnehin skuril und von meinen Sprachvorräten abhängig. Französisch ist die «Umgangssprache». Das Italienische steht in Reserve. Manchmal springt das Englische bei. Und zur Not versteht er sogar Deutsch. Seine Antenne nimmt alles auf.

Ich frage also, wie er denn diese Situation — gesund unter Geistesgestörten — auf die Dauer bewältige. Aber da schießt sein Sarkasmus eine Breitseite ab:

«Ce ne sont pas les fous, qui me dérangent — mais les imbéciles!» Nicht die Irren stören ihn, sondern die «Viehcher» (die ihn wie einen Irren behandeln) ...

Hier, auf dem grünen Rasen, unter freiem Himmel, könnte man vergessen, daß er mit Schatten lebt, Tag für Tag, im neunten Jahre schon. Denn diese zwei Stunden, die er — bei gutem Wetter — in Gesellschaft seiner Frau im Garten des Hospitals verbringen darf, da er Besucher empfängt, da er sein darf, was er ist, diese zwei Stunden kommen doch etwa dem Rundgang gleich, den Gefängnisinsassen im Lichthof ihrer düsteren Behausung für eine Stunde abtrotten dürfen. Die Welt aber liegt draußen. Seine Bücher werden dort aufgelegt; Zeitschriften drucken Gedichte und Auszüge seiner Uebertragungen. Sein «Geist» (der irre) ist dort im Umlauf. Der Mensch Ezra Pound lebt im Kerker.

Ich sehe diesen Menschen an, der für einen nahezu Siebzigjährigen von erstaunlicher Vitalität scheint. Er raucht die zweite oder dritte Zigarette, die ich ihm anbiete und die er gern nimmt. (Vielleicht darf er drinnen nicht rauchen — ich frage ihn nicht danach.) Sein Bart, grau und etwas schütter, steht wie improvisiert um die kräftige Kinnpartie. (Manchmal befingert er ihn flüchtig.) Das karierte Hemd hängt über einer fast athletischen, mittelgroßen Statur. Schal, umgeworfener Mantel, die Reisemütze — alles mutet ein wenig phantastisch und zufällig an; Insignien eines raschen Reiseaufbruchs — bis auf die «Schluppen», die weit und bequem an seinen Füßen hängen.

Ruhe geht nicht von ihm aus, eher Elektrizität. Ein sprunghafter Geist, bald lauernd, bald zupackend; teilnehmend dabei und aufmerksam, aber von un-

berechenbarer Herausforderung. Ein gefangener Löwe. Und neben ihm diese bewegende Frau.

Dann hallen ein paar Uhrenschläge in den Nachmittag; das Zeichen, das zugleich das Ende der bemessenen Scheinfreiheit ankündigt. Ich will gehen, aber er bittet zu warten: er will ein Buch herunterwerfen.

Ich meine, abwehren zu müssen, um ihm diesen Akt der Unfreiheit zu ersparen. Aber er sagt: «Soviel Zeit haben Sie noch!»

Wir gehen zum Nebentor, dem gleichen, durch das ich ins Freie trat — und durch das er nun wieder in seine Zelle zurückgeht. Er reicht mir die Hand. «Warten Sie zwei Minuten! Dort, unter jenem Fenster!»

Er küßt seiner Frau die Wange und geht, die Reisedecke über dem Arm, rasch in das düstere Haus zurück, zu den Schatten. Wir stehen, etwas hilflos, einige Augenblicke. Dann öffnet sich das Fenster; eine Hand schiebt sich durch die Eisenstäbe und läßt ein Buch fallen. Dann klappt das Fenster zu.

Wir gehen durch den parkähnlichen Vorgarten zum Ausgang und zur Tramhaltestelle. Mrs. Pound wohnt nahebei, all die Jahre schon, um dieser zwei Stunden willen, die manchmal eine ungünstige Witterung ihr vorenthält. Zweiundzwanzig Stunden des Wartens täglich, neun Jahre hindurch. Wie lange noch? Bis er stirbt?

Worüber sollten wir reden, wenn nicht über die Möglichkeit eines Auswegs aus dieser makabren Situation... Jetzt spricht die Frau mehr, mit einer lauterer Wärme. Sie weiß, daß man ihn retten wollte, als man ihn hier einwies. Sie weiß vielleicht auch, daß Regierungen ihre Bürger strafen, wenn diese unerwünschte Wege gehen; Wege, die ihren Interessen zuwiderlaufen. Aber wie sollte sie nicht das gleiche denken und empfinden wie ich: daß es wider die menschliche Natur ist, einen Gesunden unter Kranke, eine Intelligenz unter Irre zu sperren? Sie zweifelt nicht, daß er «normal» ist. Und auch ich tue dies nicht. Aber da ist dieser — «Faschist».

«Sie sagen» — bleibt sie plötzlich stehen — «er sei ein Faschist. Er ist kein Faschist. Glauben Sie, daß er ein Faschist ist...?»

Vor der Spruchkammer des Jahres 1946 oder 1947 könnte das eine Gewissensfrage vordergründigster Art sein. Hier und aus diesem Munde kann sie nicht so vordergründig verstanden werden. Ich habe in diesem Augenblick keine Zeit, vor mir (oder vor ihr) zu argumentieren. Ich sage sofort: «Ich glaube nicht, daß er ein Faschist ist.» Und dann frage ich gleich, was ist ein Faschist? Und ich frage weiter: Wie geht es heute Faschisten und Nationalsozialisten? Ich frage nach der Verantwortung des Schriftstellers. Und ich frage: Wer fragt nach der Verantwortung der Gesellschaft? Dieses ebenso mörderische wie duldsame Anonymon — wer zieht denn es zur Rechenschaft?

Ich spreche nicht von dem Dichter Ezra Pound. Ein «*Homme de lettres*» ist drüben gewiß noch weniger als hierzulande. (Und das will schon einiges heißen.) Und wer so wundervoll repräsentative Staatsbibliotheken unterhält, in deren Regalen sie alle stehen und laufend ergänzt werden, die Werke dieses staatlich approbierten Irren — wie sollte der über den Staatsverstand hinaus ins Menschliche denken? In diesem freiesten aller Länder kann ein Arzt den Militärdienst verweigern und geht dafür zwei Jahre in die Wüste, um die Hieb- und Stichwunden der Apachen zu flicken. Aber der Fall Ezra Pound scheint kein erwägenswerter Fall zu sein.

Heute kämmt Herr McCarthy den amerikanischen Pelz auf kommunistische Läuse durch. Die in seinem Kamm bleiben sind Leute, die vor fünfzehn oder zwölf Jahren im Sinne einer freigewählten, demokratischen Regie-

rung eine Politik trieben, die unter den mittlerweile ins Gegenteil verkehrten Aspekten nachträglich suspekt geworden ist. Kein vernünftiger Amerikaner bestreitet, daß dies ein Schauspiel von letzter Unappetitlichkeit ist. Zur gleichen Zeit ist Franco, der offenbar nie ein Faschist war, wieder salonfähig geworden. Hitler mit Stalin gegen Polen; Stalin und Roosevelt gegen Hitler; amerikanisch-sowjetische Freundschaft; amerikanisch-sowjetische Feindschaft. Die Kurse steigen und stürzen an der politischen Börse. Aber weder der Dichter noch der Mensch noch der Faschist Ezra Pound ist Kursschwankungen unterworfen. Es hat den Anschein, daß er im amerikanischen Kultur-  
etat eine Null ist.

«Sie können ihn dort nicht sterben lassen . . .», sage ich, als ob dem irgendeine zwingende Logik innewohne. Warum sollten sie ihn dort nicht sterben lassen? Einen Einzelnen? Oho! Wenn *einer* die Anmaßung aufbrachte, eine ganze Rasse vertilgen zu wollen, warum soll eine gutsituierte, breitbeinige Demokratie keinen Einzelnen sterben lassen?! Er stirbt doch von selbst! Obwohl er ein zäher Bursche scheint, dieser Faschist Pound. Nächstes Jahr im Herbst wird er siebzig. Er kann aber auch achtzig Jahre alt werden und älter. Und da er in den verflossenen neun Jahren nicht irre geworden ist, ver-säumt er vielleicht auch künftighin, sich seinen Mitinsassen anzupassen.

Daß man ihn zu den Geisteskranken tat, als das staatspolitische Gesetz nach ihm griff, statt ihn auf den elektrischen Stuhl zu pflanzen, verriet Großmut. Daß man ihn nahezu ein Jahrzehnt dort beläßt, kann kein denkendes Hirn ohne Widerspruch, kein menschliches Gemüt ohne Schauer hinnehmen.

Selten habe ich die «Bodenlosigkeit» — im wörtlichen Sinne — unserer Zeit und ihre politische Kopfjägerei so trostlos empfunden wie in jenem Augenblick, da ich Frau Dorothy Pound zum Abschied die Hand gab, ein paar un-gelenke Sätze der Hoffnung bastelnd.

Später, auf dem Heimweg, schlage ich das Buch auf, das Pound durch das Fenstergitter fallen ließ. Es sind die «Confucian analects», die er übertragen hat — exemplarische Weisheiten und Erfahrungen des Konfuzius. Das Blatt hinter dem Titelblatt gibt drei chinesische Schriftzeichen wieder, sozusagen (meint man) als Illustration. Aber als erstes hat der alte Starrkopf das Zeichen gewählt: *man standing by his word*. (Ein Mann, der zu seinem Wort steht.)

Auch das noch . . .